

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 5. Juli 1917

Das Lippenrot.

Novelle von Raoul Auerheimer.

Der Richter schüttelte mehrmals den Kopf, während er den Akt studierte, trommelte mit der Linken allerhand Märtsche, brummte, schnurrte und fragte sich, änderte die Stellung der Arme und Beine, stieg die Seiten bald mit der linken, bald mit der rechten Hand, und sagte schließlich, auf die vor ihm ausgebreiteten Papiere schlagend:

„Also, so etwas ist mir aber wirklich noch nie vorgekommen!“

Er stand auf und reichte seinem im selben Zimmer arbeitenden Schriftführer den Akt über das Schreibtischgelenk.

„Da will sich einer von seiner Frau scheiden lassen, weil sie sich die Lippen färbt!“

Und um das Abenteuerliche des Falles ins rechte Licht zu rücken, fügte er noch hinzu:

„Und das mitten im Krieg! — Die Menschen sind wirklich unverbesserlich!“

Der Schriftführer drückte bescheiden Verwunderung aus und begann ungläubig zu lesen. Es war aber, wie der Richter gesagt hatte, genau so: Konrad Ritter von Tiefenbach, Ministerialsekretär, achtunddreißig Jahre alt, seit fünf Jahren verheiratet und Vater zweier Kinder, begehrte die Scheidung von seiner Frau Juliane, geborene Stöckl, mit der Begründung, daß sie sich die Lippen färbe. Eine nähere Motivierung war in der Lage nicht vorhanden.

Der Richter lud die Parteien vor, zur Einnahme zunächst, später zu den vorgeschriebenen Vernehmungsbereitschaften. Sie kamen nicht, weder der Mann noch die Frau. Es blieb nichts übrig, als der Gerichtsbarkeit ihren vorgeschriebenen Lauf zu lassen und die Verhandlung anzubereitern.

Auch der Advokat, der einmal im Vorbeigehen in der Kanzlei des Richters vorbeisah, suchte nichts Genaueres anzugeben. Er zuckte bloß die Achseln und meinte, sein Klient wünsche alles Wesentliche bei der Verhandlung persönlich vorzubringen. Man sah ihm an, daß er selbst nichts wußte.

Die Stunde der Verhandlung kam heran, der Richter warf seinen schwarzen Talar über, wie eine Schöne ihren Friseurmantel, kühlte das Barrett auf die Stirn, deren Haut gelbgrau und faltig war, wie schlechtes Kongztpapier, und setzte sich in der Richtung gegen den Sitzungssaal gemessen in Bewegung. Er ging, nach Art älterer Richter, mit kleinen, ängstlichen Schritten und so vorsichtig auf den blanken Fliesen des Korridors seinen Weg suchend, als fürchtete er bei jedem Tritt, auf Glascherben zu stehen oder in das Fangen eines Paragrafen zu geraten. Seine beiden Beifüßer, gleichfalls in Talaren, folgten in derselben Haltung, während der Schriftführer, im schwarzen Rock, die Akten unter dem Arm, munter schreitend die Nachhut des kleinen Zuges bildete.

Alle vier Herren hatten, während sie im Gänsemarsch vorüberzogen, denselben Ausdruck neuerlicher Spannung, der sich noch verschärfte, als sie den Verhandlungssaal betraten.

Das Ehepaar war bereits anwesend. Der Mann, lang und mager, in einem zehnförmigen schwarzen Schluprod, der ihn noch länger und magerer erscheinen ließ, befah jene freudlose karische Eleganz, die wie eine Schulausgabe der wirklichen Anmut und der man so häufig bei Ministerialbeamten begegnet. Korrekt aber langweilig, wie der in ein Futtermal gefleckter Regenschirm, den er eintretend dem Diener feierlich überreichte, machte er, gravitätisch vortretend und ein gefaltetes Papier aus der Brusttasche ziehend, zugleich den Eindruck eines Ehrenmannes und eines Bedanten. Hebrigens sah ihn niemand an, da alle Anwesenden seine Frau anstarrten.

Natürlich war es vor allem der Mund der hübschen Frau, der zur Betrachtung verführte. Mund, rot und schwellend, sah er aus wie ein Siegel auf einem lichtroten Liebesbrief, und wie ein solches lodte er in ein Geheimnis...

Aber die junge Frau schien keine Lust zu haben, dieses Geheimnis preiszugeben; denn plötzlich, als hätte sie körperlich empfunden, daß die Blide aus acht indistinkten Männeraugen auf ihren Lippen kreuzten, zog sie ihr Taschentuch aus dem Handtasch und hielt es fortan trotzig vor die inkriminierte Stelle ihres anmutigen Kinbergesichts.

Mittlerweile hatte der Vorsitzende dem Schriftführer den Anfang des

Protokolls diktiert. Er wandte sich dem noch immer wie ein Denkmal in der Mitte des Saals aufgestellten Ministerialbeamten zu und fragte ihn mit Verwunderung, ob er sich denn wirklich scheiden lassen wolle, und aus diesem Grunde? Statt zu antworten, zog der Gefragte zum zweiten Male das wieder eingesteckte lange Papier heraus und begann ohne weiteres, sichtlich erregt, zu lesen:

„Hoher Gerichtshof! Indem ich die Scheidung von meiner Frau Juliane aus einem scheinbar nichtigen Grunde anstrebe, sehe ich mich der Gefahr aus, von Ihnen, meine Herren, für einen Narren oder Queralanten gehalten zu werden. Ich bin es nicht, und der Grund ist auch nicht nichtig, obwohl er vielen so erscheinen mag. Aber das Gewicht der Dinge wird durch die Verhältnisse bestimmt. Ein Lächeln kann ein Verbrechen sein, ein Achselzucken ein Mord. Alles kommt immer auf die Umstände an.“

Ich stamme aus einer altösterreichischen Beamtenfamilie. Meine Vorfahren, soweit wir zurückzublicken vermögen, standen in öffentlichen Diensten. Es waren einfache, rechtliche Menschen mit strengen Grundsätzen, wie sie sich in detarierten Familien herauszubilden und fortzuerben pflegen. So bin ich auch erzogen, so wünsche ich meine Kinder zu erziehen. Denn ich beantrage unter einem, daß das Recht sie zu erziehen, meiner Frau aberkannt werden. Meine Frau ist anderer Herkunft als ich, sie hat eine andere Lebensauffassung. Trotzdem, oder vielleicht auch gerade darum, habe ich mich in sie verliebt: in ihr hübsches Gesicht, ihr lebensfrohes Lachen, ihren roten Mund. Erst nach der Hochzeit brachte ich in Erfahrung, daß er keineswegs von Natur so rot wäre.

Das geschah gleich in den ersten Wochen. Ich hatte auf dem Pustisch meiner Frau ein Fläschchen mit einer taumelroten Flüssigkeit stehen gesehen, und in der Meinung, daß es rote Tinte wäre, nahm ich es in mein Zimmer, um damit meine Konzepte zu forrieren. Aber meine Frau kam mir nach, sah was ich tat und nannte mich, ärgerlich lachend, einen „Schulmeister“. Zugleich erklärte sie mir mit stauenswerter Offenheit den Zweck der Tinktur, den ich nicht kannte; es war mir tatsächlich bis dahin unbekannt gewesen, daß auch ansässige Frauen mit derlei Mitteln arbeiten.

Ich bot denn auch Juliane, es in Zukunft zu unterlassen. Sie schmolte und antwortete mir nicht. Als ich schließlich dringlicher wurde, versprach sie mir es wohl, hielt sich aber in der Folge nicht an ihr Versprechen. Bereits in den ersten Monaten hatten wir deswegen eine kleine Auseinandersetzung. Sie weinte und sagte: „Alle Frauen tun das!“ „Ich will es aber nun einmal nicht!“ rief ich heftig, ergriff das Fläschchen und warf es durch das Fenster in den Hof, wo es zerfiel. Zwei Tage später hatte meine Frau schon wieder ein anderes.

Dann kam das erste Kind, Juliane war leidend, ich wollte sie nicht quälen. Ich sah wohl, daß sie trotz ihrer Kränklichkeit und zeitweiser Hilflosigkeit jeden Tag, den Gott gegeben, die Lippen bepinselte. Aber ich tat jetzt so, als bemerke ich es nicht. Als sie wieder gesund war, unterlagte ich ihr den Gebrauch von Lippenrot ein für allemal. Sie sei jetzt Mutter, sagte ich, und es wäre eine Schande vor dem Kinde, ohne daß sie sich an meine Vorschrift im geringsten gelehrt hätte.

Eine Art Verbitterung über meine völlige Ohnmacht bemächtigte sich meiner und ich begann, über diese Sache nachzudenken, gründlicher, vielleicht, als unbedingt notwendig war, aber so find wir Tiefenbachs nun einmal alle, schwerblütig, schwerlebig. Ich fragte mich: Für wen färbt sie den Mund?

Für mich — das war unmöglich, da ich sie doch um das Gegenteil hat. Also für die anderen. Und worum wird die anderen? Zweifelloser, um ihnen zu gefallen. Sie wollte also, obwohl mit mir verheiratet und obwohl sie mich angeblich liebte, trotzdem den anderen gefallen, ja, es war ihr wichtiger als meine Liebe, die sie sich doch verschätzte... So brachte mich das Lippenrot auf die abschüssige Bahn der Eifersucht. Ich glaube übrigens noch heute, nicht ganz ohne Grund: Eine Frau, die sich schminkt, geht auf Eroberungen aus, und eine Frau, die auf Eroberungen ausgeht, wünscht selbst erobert zu werden.

Aber ich will damit unseren Fall nicht in Verwirrung bringen. Ich will nur sagen, daß infolge dieser scheinbar so bedeutungslosen Gewohnheit meiner Gattin unsere Ehe von Anfang an nicht die beste war. Es gab allerhand Szenen und peinliche Ausfälle. Einmal drohte ich sogar, sie

zu verlassen. Es war anlässlich eines Todesfalles in meiner nächsten Familie, als ich die Entbedung machte, daß sie sich für das Leidenbegängnis die Lippen auffrischte. Ich schlug Lärm und erreichte, daß sie es tatsächlich eine Zeitlang unterließ.

Da brach der Krieg aus, und alle diese Dummheiten traten in den Hintergrund. Wir betätigten uns, meine Frau und ich, so gut wir konnten; ich, da ich in meinem Amte unentbehrlich, nicht an die Front gehen konnte, in einer Fürsorgeaktion, meine Frau als Hilfspflegerin in einem Spital. Unsere Kinder hatten wir zu den Großeltern gegeben und lebten ganz zurückgezogen, ohne gesellschaftlichen Verkehr, ohne Zerfreuungen, einfach und bescheiden, wie man in alten Zeiten gelebt hat. Dabei wurde unsere Ehe besser, inniger, als sie je gewesen. Ich höre übrigens, daß dies bei vielen Ehen infolge des Krieges der Fall war.

Auch das Lippenrot entfremdete uns nicht mehr. Um die Wahrheit zu gestehen, ich dachte gar nicht mehr daran, den ganzen Winter, bis zum 22. März.

An diesem Tage fiel bekanntlich Prinzessin. Ich hatte die Reuigkeit spät nachmittags im Amt erfahren, eilte nach Hause und teilte sie, noch fassungslos, meiner Frau mit. Ein Bruder von mir war unter der Befragung; wir waren Wochenlang im Zweifel, ob er gefallen oder gefangen wäre. Aber auch davon abgesehen, wies ich einen Schlag für uns alle! Ich schäme mich nicht einzugehen, daß ich an jenem Abend geweint habe.

Auch meine Frau weinte oder tat wenigstens so. Schließlich beruhigte ich mich ein wenig, stand auf und ging in mein Zimmer, um einen mitgebrachten Akt zu erledigen. Juliane wollte dazwischen nach dem Abendessen sehen; wir erwarteten einen Gast, einen Freund von mir, dem wir nicht mehr abgehen konnten.

Allen ich hatte meine Kräfte überschätzt. Es duldete mich nicht am Schreibtisch, das Alleinsein war mir unerträglich, und außerhalb zu arbeiten, lehnte ich nach einigen Minuten in das Zimmer meiner Frau zurück.

Ich fand sie vor dem Spiegel im Begriffe, sich das Mäulchen zu lackieren. Vielleicht geschah es für unseren Freund, vielleicht auch für den Spiegel oder aus Gewohnheit... Genug, es geschah, und an diesem Tage!

Da ich unbemerkt eingetreten war, ließ sie sich nicht hören. Ich fand hinter ihr und sah ihr zu, zwei Schritte vor mir war ihr Gesicht im Spiegel. Aber ich hatte Mühe, mich zu überzeugen, daß es auch wirklich das ihrige war, so fremd war mir sein Ausdrück, der sich mir zum erstenmal enthielt. Es war leer, stumpf und feilenlos — das Gesicht einer Diene.

„Meine Herren —“ er schloß Atem, stellte seine Papiere ein, klopfte den Rock darüber zu, und schloß mit einer mühsam beherrschten Erregung: „Meine Herren, ich lehne es ab, mit einer Diene verheiratet zu sein.“

Der Gerichtshof wies, mangels eines gesetzlichen Scheidungsgrundes, das Abgelehnte ab. Doch bebauerte der Vorsitzende in der Urteilsbegründung diese Lücke im Gesetz und ließ, sich zurückziehend, den Gruß der jungen Frau unerwidert. Die anderen Herren, der Schriftführer, der Advokat und der Gatte folgte seinem Beispiel. Nur der Gerichtsdiener blieb und hielt, während die Frau jetzt sornig und befürzt ihren roten Mund in einem kleinen Taschenspiegel betrachtete, mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde die Tür für ihren Abgang offen.

Modernisiertes Volkslied.

Ich schreit' es gern in alle Winden ein, Ich brüll' es gern in alle Winde rein, Ich mach' es gern den Winden allen klar: Ein Jungesell' bin ich mit Haut und Haar, Weib' nie beim Standesamt mich unter-schreiben. Mein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben!

Bedauernd blick' ich jeden Chemaun Und kreuzfidel, daß ich es nicht bin an; Denn Güte, Milder, Edelmütigkeit, Spitzgen, Schub, Die lassen nimmer 's Portemonnaie in 'nuch. Ich aber kann vergnügt die Hände reiben. Mein ist mein Geld und soll in 'nuch bleiben!

— Deplazierte Bezeichnung u. g. (zu B.): „Schau mal den Hundersteller an... wie dem der Zylinderhut elend steht, man sieht halt doch gleich, daß er nicht im Zylinderhut auf die Welt gekommen ist!“

Ums Kreuz.

Von Fritz Sängler.

Wir sahen alle in der behaglich warmen Stube. Plötzlich hörte ich einen Pfiff; ich kannte das und ging hinaus.

Draußen stand der Willi und sagte, ich sollte doch mitkommen. Ich war einverstanden, ging wieder hinein und sagte: „Der Willi hat mich gerufen.“ Dann ging ich fort. Die Mutter rief mir etwas nach, ich hörte es noch aus der Ferne, verstand aber nichts.

Es war eine kalte, mondhele Winternacht. Der Schnee türschte unter den Schuhen, und ein eisiger Wind strich durch die Gassen.

Der Willi ging voran, ich folgte; und erst als wir draußen vor dem Dorf waren, fragte ich ihn, was es gäbe.

„Wir wollen ums Kreuz fahren,“ sagte er.

„Ich rief mir die Ohren. „Hast Du einen Schlitten?“

„Kein, Du weißt doch.“

„Ich wußte, daß er keinen besaß, das war aber nicht schlimm. Ich ging zum letzten Haus zurück, da standen immer einige im Hausflur. Ich nahm schnell einen heraus und brachte ihn auf die Stelle, von wo man abfuhr. Nun fragte ich aber doch den Willi noch:

„Warum willst Du jetzt ums Kreuz fahren? Du kannst es doch nicht.“

„Eben darum. Die Marie soll mich nicht mehr auslachen.“

Ich stand eine Weile und überlegte und sah den Willi an; er stand ganz ruhig, und seine großen Augen sahen in die Ferne, in die Berge, die so eigenartig gepenstlich dalagen in der Winternacht. Sie schienen näher als sonst, Gipfel an Gipfel reichte sich und dazwischen die dunklen Täler, hinter uns das Dorf, alles in eisiger Totenruhe.

Ich war nicht ganz frei von Furcht und wäre lieber wieder nach Hause gegangen; meine Phantasie bevölkerte die dunklen Tannenswälder. Am Tage suchte ich sie gern auf, doch Nacht vermied ich den alten Weg, der mitten hindurch führte; aber gerade vor Willi wollte ich nicht zurückstehen, obwohl ich ein Jahr jünger war.

Der Willi war der Sohn einer Lehrerswitwe, groß, hager und bloß. Er hatte ein paar ernste Augen und schien immer furchtsam. Es fehlte ihm vielleicht weniger die Kraft, als der Will zur Kraft, jedenfalls unter uns Bauernkindern galt er als furchtsam und darum als minderwertig.

Es war deshalb so seltsam, daß er in der Nacht ums Kreuz fahren wollte, und wegen der Marie; konnte ihn das helle Lachen dieses Mädchens so kränken?

Die Marie lachte alle aus. Sie war groß und schön und hatte ein paar blonde bide Zöpfe. Sie lenkte den Schlitten, daß kein Junge es ihr nachmachen konnte, und sie war auch in der Schule die erste und lachte alle aus; den Willi lachten aber auch die anderen aus.

Warum gerade wegen der Marie?

Während ich so überlegte, drehte sich der Willi plötzlich zu mir und sagte nur das eine Wort: „Komm.“ Er stellte den Schlitten zurecht und setzte sich darauf. Es war ein ganz kleiner Schlitten, und der zweite mußte nicht an den ersten heran sitzen und die Beine hochnehmen, damit sie nicht den Boden streiften.

Ich begann mich nicht länger, sah auf, und los ging es dem steilen alten Weg hinunter.

Erst ging es durch offenes Gelände, dann kam ein Hohlweg und die erste Kurve. Ich merkte gleich, daß der Willi im Lenken nicht ganz sicher war und machte mich bereit, nötigenfalls zu helfen. Der Schlitten faufte weiter und über den ersten Graben. Der Graben ging quer über den Weg und war zur Ableitung des Wassers bei schwerem Gewitter im Sommer bestimmt. Die kleinen Schlitten glitten leicht über die Gräben, aber jedesmal flogen sie dann etwa zwei bis drei Meter in der freien Luft, und wenn sie wieder aufsetzten, mußte man sich vorsetzen.

Es ging aber alles glatt und weiter mit immer größerer Geschwindigkeit, der Wind faufte um die Ohren, das Mondlicht glänzte auf dem gefrorenen Schnee, immer weiter ging es.

Der zweite Graben kam... auch das ging, aber nun kam das Kreuz und die große Kurve.

So, hopp, über den dritten Graben, wir flogen vielleicht drei bis vier Meter in der Luft, und ich hatte das Gefühl, jetzt ist's gefehlt. Ich setzte ein und wollte lenken, aber es war zu spät. Das ging alles so schnell, man hatte kaum Zeit zu überlegen, bums, bums, und da lagen wir im gefrorenen Schnee, gerade dem Kreuz gegenüber.

Das hatte jeder von uns schon mitgemacht, und man stand wieder auf und schüttelte den Schnee ab.

Der Willi konnte nicht lenken, das stand fest; aber ich wußte jetzt auch, wo er den Fehler machte. In dem Augenblick, als man sich in der Luft befand, mußte man den Schlitten durch einen geschickten Schenkeldruck einen Ruck nach links geben. Das war ein ganz einfacher Trick, und das wußte der Willi nicht. Ich machte ihm das klar, und wir kletterten den Berg hinauf und fuhren wieder hinunter. Wir flogen noch einmal in den Schnee, aber dann ging es zunächst mit verminderter Geschwindigkeit und nachher im vollen Lauf, wie ein Pfeil flog der kleine Schlitten, und der Willi lenkte ihn.

Er hatte noch nicht die instinktive Sicherheit wie ich und wie alle anderen, aber es ging.

Am anderen Tage gingen wir, neun Knaben und sieben Mädchen, wie jeden Tag den Winter, in den Religionsunterricht ins andere Dorf. Auf dem Heimweg ging man durch den alten Weg. Jeder hatte seinen kleinen Schlitten bei sich, auch der Willi hatte heute einen Schlitten. Die Mädchen lachten ihn gleich aus, allen voran die Marie.

„Willi, willst Du eine Weltreise machen?“ fragte sie und warf dabei einen Gopf zurück. Der Willi schweig, aber in seinen stillen Augen leuchtete es auf, und über sein blaßes Gesicht glitt eine leichte Rote. Noch bevor wir am Kreuz waren, trennte sich der Willi von uns und ging rasch voraus.

Die Marie rief ihm etwas nach, er lehrte sich nicht daran. Wir anderen waren beisammen, und der Zug bewegte sich langsam vorwärts. Man sprach und lachte, es war ein schöner Winternachmittag, und am Morgen war Neuschnee gefallen, so daß der Schnee einen halben Meter hoch lag. Da und dort flog ein Schneeball durch die Luft; aber zu regelrechten Schlägen kam es nicht, wie sonst oft, es war zu kalt.

So gingen wir bis zum Kreuz. Dort blieb man gewöhnlich stehen, um sich etwas auszurufen. Das taten wir auch jetzt.

Auf einmal rief die Marie: „Ha, der Willi kommt, weg, er fährt um die Welt!“ Alle lachten und sahen den Berg hinauf.

Da kam wirklich der Willi angefaust. Der Schnee hob nach beiden Seiten, und der Schlitten flog daher wie ein Pfeil.

Die Marie rief ihm von weitem höhnisch zu: „Willi, brem! brem!“

Der Willi bremste nicht. Er fuhr über den ersten Graben, über den zweiten Graben, und jetzt kam er ans Kreuz wo wir alle standen. Ich zitterte halb für den alle. Alles verstummte auf einmal. Der Willi ließ flitzen und flog durch die Luft, ich achtete darauf und sah, er hatte gewonnen. Er setzte auf und fuhr glatt weiter auf voller Bahn mitten im Weg.

Alle riefen: „Bravo, bravo!“ Alle lenkten die Marie.

Jetzt sah der Willi zurück und lächelte. Aber in diesem Augenblick verlor er die Gewalt über den kleinen Schlitten, die gefährliche Kurve hatte er passiert; aber da unten stand eine uralte Linde links am Weg, dort war nur eine kleine Kurve, aber zu spät — Uns allen stockte der Atem, mit voller Gewalt fuhr er gegen den Baum, der Schlitten zerstückelte und der Willi blieb wie tot liegen.

Die Mädchen schrien auf, und einige verhielten ihr Gesicht. Wir Knaben aber rannten so schnell wie möglich hinunter.

Willi blutete aus einer Wunde an der Stirn, sonst war er leichenblau und lag wie leblos da.

Jeder wollte helfen, und die Mädchen kamen hinzu, und alle redeten durcheinander; aber wir waren alle völlig ratlos. Einige meinten, er sei tot; andere behaupteten, er lebe noch; alle hatten ihr großes Mitleid mit ihm, aber niemand wußte, was anzufangen sei.

Da trat die Marie hinzu. Sie hatte ein schönes gehäkeltes Kopftuch

aus weißer Wolle. Sie band es ab und band es dem Bewußtlosen am Hals und Kopf, sie wuschte ihm mit einem Taschentuch das Blut aus dem Gesicht, und dann stand sie auf. Alle waren jetzt still. Sie war leichenblau, so blaß, wie der Willi selbst, und halblaut sagte sie zu einem:

„Geh Du zum Arzt — schnell,“ fügte sie hinzu.

Der ging. Zu einem anderen sagte sie: „Geh nach Hause zu meinem Vater, er soll mit einem Wagen kommen.“

Auch der ging. Ein Mädchen schickte sie zu Willis Mutter, sie mußte aber sagen, es sei nicht so schlimm.

„Wer kann etwas hergeben, das warm ist?“ fragte sie jetzt leise.

Ueberkleiber trugen wir nicht, aber jeder konnte etwas hergeben, der eine die Mütze, jener die Handschuhe, der dritte ein Halstuch, einer zog sogar seine Jacke aus. Die Marie verweigerte alles und betete den Willi weich und warm in all die verschiedenen Kleidungsstücke.

„Stellt Euch alle ganz nahe herum,“ sagte sie dann, „daß es ihm nicht zu kalt ist.“

Das taten wir. Und so wollten wir warten, bis der Arzt und ein Wagen aus dem Dorfe kamen.

Es kam aber vorher ein Knecht mit einem großen Holzschlitten, der in den Wald fahren wollte. Auf diesen Schlitten luden wir sorgfältig den Willi. Er rührte noch immer kein Glied. Ich setzte mich neben ihn und sah ihm immer in das Gesicht.

Niemand wußte, daß wir die Nacht vorher ums Kreuz gefahren waren, und ich sagte nichts, um so mehr machte ich mir im Stillen Sorgen. Ich glaubte aber nicht, daß er tot sei und sah immer auf seine Augen und dachte, er muß die Augen wieder öffnen.

Langsam glitt der Schlitten über den Schnee. Die anderen Kinder gingen alle hinten nach und sprachen leise. Der alte Knecht achtete vorn auf die Pferde, und selbst die Pferde schienen mitzuempfinden, daß sie eine traurige Last zogen; sie senkten die Köpfe und gingen stiller als sonst.

Nach beschlich eine namenlose Angst, und mit feuchten Augen sah ich auf das blaße Gesicht; denn vielleicht öffnete er die Augen doch nicht mehr.

Aber er öffnete sie einmal, langsam öffnete er sie, und er sah mich erstaunt an. Ich atmete auf; er wollte den Kopf heben, aber er konnte nicht, es mußte ihn schmerzen. Ich sah, wie seine Lippen sich bewegten, und ich hielt mein Ohr an seinen Mund.

Mit kaum vernehmbarer Stimme sagte er: „Ich bin doch — ums — Kreuz gefahren.“

Ein mattes Lächeln spielte um seine Lippen, dann schloß er die Augen wieder und öffnete sie an dem Tage nicht mehr.

Zur Genesung kam er ins Städtlein in das Spital, und von da zog er mit seiner Mutter fort. Ungefähr ein Duzend Jahre später traf ich ihn wieder. Die Marie hatte er längst vergessen, er fragte nicht einmal nach ihr. Er war ein sonniger Mensch geworden, und wir erzählten uns die Geschichte, so wie ich sie hier niedergeschrieben habe.

Affghanische Ballade.

(Aus den unveröffentlichten Gedichten des Mentiers Newerich Schmitt.)

Ich bin (Sie sehn ja) gugelrund, Heddo zweehundertuffig Hund; Un lebde lang' (Sie wissen's ja), In dunkeln Erddel Affriga. Un wie ich einst spazieren geh' (Verstehn Sie mich) bei Rahomeh, Da jagst' (Sie gloom's wohl etwas nicht)

Ke Duhend Regor los us mich, Die schleppen mich (was gann da sin) Tarebemanj zum Gweenig hin. (Gann ich der (schne) meinen Spee. Da war er vor Erziden weg Un (beere) frach mit Kameelkannen: Das gibt a guten Sonndagsbauben! Un feirde mich so freindlich an. Wie mer (nu abm) nur feiren gann. Un alle rings (nene, jana) Die standen gleichfalls feirend da. Un wie so alles 's Maul verag. Da (schne, beerne) feir' ich auch. — Da aber stubde Sie der Gweenig (Ich geh' Sie schwarz us weis) nicht wenig.

Das rief er (staltich seine Worte), Das is a Gerl von Krime-Gorde! Wer, gannit mer'n so, no, gannit gann. Das is (wech stonops) a feirer Mann! Ich freisen woer' (wech' Gole' schade, Den mach' mer nutbar unsern Staade. Un ebr a Ronat nach vertritt, War (schunpddia) fet Minister id.

So geh's noch heid: manchem Mann, Wenn elegant er feiren gann.